



SANDRA GRAUER

Flowers & Bones

Tag der Seelen

**LIMITIERTE
AUFLAGE**
mit farbigem
Buchschnitt

Ravensburger

Sandra Grauer
Flowers & Bones
Tag der Seelen

SANDRA GRAUER

Flowers & Bones

Tag der Seelen

Band 1

Ravensburger



1 3 5 4 2

Originalausgabe

© dieser Ausgabe 2023, Ravensburger Verlag GmbH,
Postfach 2460, D-88194 Ravensburg

Text © 2023 Sandra Grauer
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
litmedia.agency, Germany.

Lektorat: Franziska Jaekel
Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München
Verwendete Bilder von © Dmitriy Rybin, © WhyWork, © Siam Vector,
© kostins, © k_yu, © Olga_Rusinova, alle von Shutterstock

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-473-40230-4

ravensburger.com

Für Betty, Niklas und Christian
Und für alle Fans von
»Clans of London«
und
»Flame & Arrow«

PLAYLIST

Rise Against Tragedy + Time
Tonight Alive, Dave Petrovic Little Lion Man
Watt White Death Grip
Hey Violet Hoodie
Hey Violet Unholy
ITCHY Dancing in the Sun
The Gaslight Anthem 45
New Found Glory The King of Wishful Thinking
Jimmy Eat World The Middle
Qietdrive Africa
We Are The In Crowd The Best Thing (That Never Happened)
Pink So What
Jack White, Alicia Keys Another Way To Die
The Offspring This Is Not Utopia
Fall Out Boy I Don't Care
Pitbull, Pharrell Williams Blanco
Wiz Khalifa, Charlie Puth See You Again
Ed Sheeran I Will Remember You
Belinda Carlisle Heaven Is A Place On Earth
Axwell /\ Ingrosso More Than You Know
Akwid Es mi gusto
El Tri Las piedras rodantes

Vorwort

»Flowers & Bones« ist bereits meine dritte Dilogie für Ravensburger, und ich freue mich so unglaublich darüber. Vielen Dank, dass ich diese Geschichte schreiben durfte!

Wusstet ihr eigentlich, dass alle Dilogien von mir in einem Universum spielen? Ihr könnt sie unabhängig voneinander lesen, aber in der richtigen Reihenfolge ergibt sich ein großes Ganzes.

In »Clans of London« passiert etwas, das nicht nur Auswirkungen auf »Flame & Arrow« hat, und in »Flame & Arrow« wiederum passiert etwas, das Auswirkungen auf »Flowers & Bones« hat. In allen Dilogien findet ihr versteckte Hinweise (liebt ihr diese Easter Eggs auch so sehr wie ich?), und bekannte Figuren spielen auch in den neuen Geschichten eine Rolle. Am Ende ...

Aber lest am besten selbst. Ich wünsche euch ganz viel Spaß mit Valentina, Emiliano, Lily und natürlich mit den Hexenclans, den Drachen und den Fae.

Hinten im Buch findet ihr übrigens eine dilogieübergreifende Figurenliste, aber Vorsicht: Diese spoilert nicht nur die vorherigen Dilogien. Schaut am besten nicht vor der Mitte von »Tag der Seelen« hinein.

Jede Generation hat ihre Frage.
Für unsere Großeltern war es: Wo warst du,
als Präsident Kennedy ermordet wurde?
Für unsere Eltern: Wo warst du,
als die Flugzeuge ins World Trade Center geflogen sind?
Und für unsere Generation ist es:
Wo warst du, als sich die Drachen offenbart haben?

Doch das hier ist keine Geschichte über Drachen.
Okay, der eine oder andere Drache spielt
möglicherweise eine Rolle, außerdem kommen auch
Hexen, Magier, Fae und Geister vor.
Aber in erster Linie ist das unsere Geschichte –
die Geschichte meiner Familie.
Meine Geschichte.

Prolog

VALENTINA

SECHS JAHRE ZUVOR

»Bist du bereit?«, fragte Mamá und hielt mir ihre Hand hin.

Heftig nickend griff ich danach und verschränkte auf der anderen Seite Oma Ximenas Finger mit meinen. Schon seit Wochen freute ich mich auf diesen Moment, dabei war es bei Weitem nicht mein erster Día de los Muertos. Als mexikanische Familie feierten wir den Tag der Toten natürlich jedes Jahr zusammen auf dem Friedhof. Es nicht zu tun wäre dasselbe, wie Weihnachten ausfallen zu lassen. Außerdem soll denen, die ihre Ahnen nicht gebührend gewürdigt haben, Schlimmes widerfahren sein.

Ich hatte diese Zeit des Jahres schon immer geliebt, den November sehnsüchtig herbeigewünscht, noch bevor ich überhaupt verstanden hatte, was wir eigentlich feierten. Bevor ich wusste, dass meine Familie eine besondere Rolle in diesem Fest einnahm. Doch heute war es anders als sonst. Heute wollten Mamá und Abuelita mir zeigen, was mich an meinem achtzehnten Geburtstag erwartete – denn in der Nacht von Halloween auf den ersten November würde *ich* zu Mamás Nachfolgerin werden. Dann könnte auch ich unsere Ahnen endlich sehen und mich mit ihnen unterhalten. Dann wäre es meine Aufgabe, geplagten Seelen, die zwischen den Welten gefangen waren, beim Übertritt in das Reich der Toten zu helfen.

Mamá lächelte mir zu, ihre schokoladenbraunen Augen strahlten vor Stolz. »Komm, *mi chiquita*«, sagte sie zu mir, bevor sie nach oben rief: »Diego? Wir machen uns jetzt auf den Weg. *Hasta luego*.«

»¡Espera! Warte!« Gleich darauf eilte mein Vater die Treppe herunter, einen Kaffeeleck auf dem hellblauen Hemd und die dunklen Haare ein wenig wirr, weil er schon wieder seit Stunden über seinen Büchern brütete. Er hielt einen Fotoapparat in den Händen, ließ ihn jedoch plötzlich sinken und blieb mitten auf der Stufe stehen. Seine Augen nahmen diesen liebevollen Ausdruck an, wie immer, wenn er Mamá ansah. »Pita, dein Kostüm ist umwerfend.«

Erneut nickte ich. Mamá war nicht nur die schönste Frau, die ich je gesehen hatte, sie war auch die allerschönste Catrina, und davon liefen am Tag der Toten in unserem kleinen Ort südlich von Mexiko-Stadt nicht wenige herum – auch wenn es nur eine echte gab.

»La Catrina steht symbolisch für den Día de los Muertos«, hatte Abuelita mir an Halloween vor meinem fünften Geburtstag erklärt, als sie mich im Stil der Skelettdame geschminkt hatte. »Sie verkörpert den Tod, der uns eines Tages alle ereilt, egal, welcher Schicht wir angehören.«

Ihre dunklen Haare hatte Mamá wie jedes Jahr am Ansatz in einzelne Strähnen unterteilt, die offen über ihre Schultern fielen. Auf ihrem Kopf prangte ein Kranz aus orangefarbenen Studentenblumen, die am Día de los Muertos auf sämtlichen Friedhöfen und Altären in Mexiko zu finden waren. Dazu trug sie ein weißes Kleid mit einem Rock aus mehreren Lagen, die rot umsäumt und mit großen bunten Blumen bedruckt waren. Doch das Highlight war wie immer Mamás Gesicht. Es war komplett weiß geschminkt und darüber farbenfroh bemalt. Die mit blauem Lidschatten hervorgehobenen Augen waren von großen gelben Kreisen umgeben, die mit bunten Halbkreisen

verziert waren. Auf Stirn und Kinn prangte je eine pinke Blume, Nase und Mund waren ebenfalls pink, wobei der Mund wie bei jedem Catrina-Make-up zusätzlich mit einer Naht versehen war.

»Nicht wahr?«, stimmte Abuelita zu. »Pita sieht zauberhaft aus. Und was sagst du zu Valentina?«

Schüchtern richtete ich den Blick auf Papá, der lächelte, als wäre er der stolzeste Vater der Welt. Dabei konnten er und mein Bruder Emiliano dem Tag der Toten lange nicht so viel abgewinnen wie die Frauen unserer Familie – was unter Umständen damit zusammenhing, dass die beiden keine Ahnung hatten, welche Rolle die weiblichen Mitglieder mit ihrem achtzehnten Geburtstag einnahmen.

Seit ich denken konnte, wurde auch ich zum Tag der Toten als Catrina verkleidet, doch heute fühlte es sich irgendwie besonders an. Das rosafarbene Rüschenkleid mit der weißen Spitze trug ich zum allerersten Mal. Dazu hatte Abuelita mir einen bunten Fächer überreicht, der schon ihr als Kind gehört hatte. Meine Haare waren zu zwei festen Zöpfen geflochten, und wie Mamá trug auch ich Blumenschmuck auf dem Kopf. Mein Catrina-Make-up war etwas weniger aufwendig und nicht ganz so farbenfroh wie ihres, und trotzdem liebte ich es. Meine Augen waren mit schwarzen Kreisen umrandet und mit hellblauen, rosafarbenen und durchsichtigen Strasssteinen verziert. Meine Nase war ebenfalls schwarz, und auf meiner Stirn prangte ein Herz. Nur mein Mund war wie Mamás pink geschminkt und mit der obligatorischen Naht versehen.

»*Maravillosa*«, sagte Papá. »Wunderschön. Stellt euch doch mal vor die Ofrenda, damit ich ein Foto von euch machen kann.«

Wie gewünscht, gingen wir ins Wohnzimmer zum Altar, auf dem Bilder meiner verstorbenen Urgroßeltern, meines Opas Héctor und meiner Tante Juanita standen. Dekoriert war der Altar mit unzähli-

gen Studentenblumen und Kerzen, Räucherstäbchen, Girlanden und Heiligenbildern. Natürlich durfte auch das Pan de muerte nicht fehlen. Das süße Brot, das es nur zu dieser Jahreszeit gab, gehörte zum Tag der Toten wie der Tannenbaum zu Weihnachten.

»Und jetzt sagt mal alle Whisky.«

Papá drückte auf den Auslöser, als ihm das Wort entgegenschallte. Er machte noch jeweils ein Foto von mir und Mamá allein, von mir mit Abuelita sowie von Mamá mit Abuelita. Zum Abschluss musste Abuelita ein Familienbild schießen, nachdem auch Emiliano nach unten gekommen war.

»Vale, jetzt müssen wir aber wirklich los«, sagte Mamá lachend. »Wir sehen uns nachher auf dem Friedhof.« Sie wollte Papá einen Kuss auf die Wange geben, doch er drehte den Kopf, sodass sie stattdessen seinen Mund traf.

Fünf Minuten später waren wir auf dem Weg Richtung Stadtzentrum. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und auf den Straßen tobte das Leben. Überall waren Menschen unterwegs, lachten und sangen zusammen. Bunte Girlanden waren zwischen den Häusern gespannt, hier und da auch Lichterketten. Unsere Nachbarn verteilten Pan de muerte, und durch die offenen Haustüren konnte ich mehr als einmal die wunderschön dekorierten Ofrendas sehen.

Schon bald erreichten wir den eigens zu diesem Anlass aufgebauten Markt und schlenderten an den Spielbuden und Ständen vorbei, an denen man Getränke und Essen kaufen konnte, aber auch Taschen, Kleidung oder Tonwaren. Natürlich gab es auch Blumen, vor allem orangefarbene Studentenblumen oder purpurroten Hahnenkamm aus Oaxaca, und Totenköpfe in den verschiedensten Farben und Varianten, sogar als Süßigkeit. Die Luft war erfüllt von Mariachi-Musik – wie *Cielito Lindo*, der inoffiziellen Hymne Mexi-

kos – und von Zuckerwatte, im wahrsten Sinne des Wortes. Kleine Wattestückchen schwebten umher, wurden eingefangen und verspeist. Mamá fing auch für mich ein Stück, dann kaufte sie mir eine Atole, ein Heißgetränk aus Mais, das wir immer zum Tag der Toten tranken und das es in verschiedenen Geschmacksrichtungen gab. Ich mochte am liebsten Guave.

Nachdem auch Mamá und Abuelita etwas zu trinken hatten, gingen wir hinüber zur Bühne, wo den ganzen Abend Live-Musik gespielt wurde. Ich saß auf Mamás Schoß, und wir schunkelten zu den Klängen mit. Als plötzlich Papá und Emiliano auftauchten, war die Überraschung groß. Die beiden kamen für gewöhnlich erst später dazu, wenn wir auf den Friedhof gingen. Mamá und Papá tanzten, Abuelita klatschte im Takt mit, und Emiliano und ich bekamen ein paar Pesos, damit wir uns etwas zum Naschen kaufen konnten. Am Ende bekamen wir unsere Zucker-Totenköpfe sogar geschenkt, denn heute war nicht nur der Start des Día de los Muertos, sondern auch Halloween. Deshalb hatten viele verkleidete Kinder Laternen bei sich, in denen sie Süßigkeiten sammelten.

Schließlich gingen wir auf den Friedhof, den Cementerio de San Andrés Mixquic, wo es übervoll, laut und bunt war. Hier duftete es nach süßen Blumen und Copal, einer Art Weihrauch, und überall brannten Kerzen. Die Kirchenglocken läuteten, fröhliche Musik war zu hören.

Zusammen mit Abuelita hatte ich bereits heute Mittag das Grab unserer Vorfahren geputzt und geschmückt. Nun versammelten wir uns auf den Klappstühlen, die dort bereitstanden, und machten uns über die Leckereien her, die Papá im Picknickkorb mitgebracht hatte. Es gab Opa Héctors Lieblingsessen, Hühnchen mit Reis und Mole Poblano, Schokoladen-Chili-Soße. Während wir aßen, erzähl-

ten die Erwachsenen Geschichten von früher. Von Mamás Schwester Juanita, die viel zu früh gestorben war und die ich daher nie kennengelernt hatte; von meinen Urgroßeltern, an die ich mich kaum noch erinnern konnte, und von Abuelitas Mann Héctor, der Mariachi-Musik geliebt hatte. Als Papá schließlich seine Gitarre hervorholte und zu spielen begann, sangen wir alle lauthals mit.

Die Zeit verging wie im Flug. Gegen Mitternacht wurde es ruhiger, denn die Ankunft der Angelitos, der Seelen verstorbener Kinder, stand kurz bevor. Sie kehrten in der Nacht von Halloween auf den ersten November für vierundzwanzig Stunden in unsere Welt zurück, um in der darauffolgenden Nacht Platz für die Seelen verstorbener Erwachsener zu machen.

Die Kirchturmuhren schlug zwölf Mal, und als der letzte Schlag verklungen war, schlich sich ein seliges Lächeln auf Mamás und Abuelitas Lippen. Da wusste ich, dass Tante Juanita ins Diesseits zurückgekehrt war. Auch ich musste lächeln, obwohl ich meine Tía nicht sehen konnte, doch ich glaubte ihre Anwesenheit zu spüren.

Mamá stand auf und hielt mir ihre Hand hin. »Herzlichen Glückwunsch zu deinem zwölften Geburtstag, Valentina. ¿Vamos?«

Ich sollte mitgehen? Normalerweise machte sie sich zu dieser Zeit allein auf den Weg. Ich hatte immer gedacht, sie würde das Grab einer viel zu früh verstorbenen Schulfreundin besuchen und sich dort ein bisschen mit deren Eltern und Geschwistern unterhalten, doch seit einigen Jahren wusste ich es besser.

Mit großen Augen stand ich auf und nahm Mamás Hand. Stolz erfüllte mich, weil ich sie endlich begleiten durfte, und ich konnte es kaum erwarten, unsere Ahnen eines Tages selbst zu begrüßen.

Kapitel 1

VALENTINA

»Bitte, Diego, sag nicht gleich Nein. Schlaf eine Nacht drüber, Valentina und Emiliano zuliebe. Die Kinder haben erst vor Kurzem ihre Mutter verloren, du solltest ihnen nicht auch noch ihre Heimat nehmen.«

»Wir alle haben Pita verloren. Deshalb ist es umso wichtiger, dass diese Familie zusammenbleibt«, erwiderte mein Vater. »Es kommt überhaupt nicht infrage, dass ich ohne die Kinder nach Irland gehe.«

»Dann bleib in Mexiko.« Die Stimme meiner Oma wurde sanfter und so leise, dass ich sie kaum noch verstand. »Ich weiß, dass dich alles hier an Lupita erinnert, aber weglaufen ist keine Lösung. Gerade für Valentina ist es unglaublich wichtig, dass sie in ihrem gewohnten Umfeld bleibt.«

Ich lehnte mich angespannt nach vorn, um Papás Antwort nicht zu verpassen. Kurz glaubte ich Schritte und ein Seufzen wahrzunehmen, war mir aber nicht sicher, denn mein Zwillingsbruder hörte ein Stockwerk über uns mal wieder viel zu laut Musik. Zu allem Überfluss hatte er sich für Akwid entschieden, eine mexikanische Hip-Hop-Band. Auch aus dem Wohnzimmer, wo sich Papá und Abuelita unterhielten, drangen sanfte Gitarren- und Mundharmonikaklänge zu mir in den Flur, doch Papá hatte die Musik wie mein Bruder viel zu laut gestellt. Seit Mamá nicht mehr da war, liefen in

unserem Haus fast nur noch die Alben von El Tri, dem mexikanischen Pendant zu den Rolling Stones. Vor allem *Las piedras rodantes*, Papás und Mamás Lied, war allgegenwärtig. Dazu hatten sie sich das erste Mal geküsst, damals auf Mamás Abschlussball.

Papás Antwort blieb nach wie vor aus. Vielleicht sollte ich zu den beiden gehen? Immerhin hing meine Zukunft von Papás Antwort ab. Was sollte ich in Irland? Für das, was mir bevorstand, brauchte ich meine Oma an meiner Seite, und sie würde Mexiko niemals verlassen.

Ich hatte mich bereits halb von der Treppe im Flur erhoben, als mir Abuelitas Worte in den Sinn kamen und ich mich zurück auf die Stufe fallen ließ. »*Lass mich mit deinem Vater reden, Valentina. Wir wissen beide, wie emotional du werden kannst, und wir wissen auch, wie dein Vater darauf reagiert. Wenn du laut wirst und er dichtmacht, erreichst du gar nichts.*« Abuelita hatte recht. Solange Papá keine endgültige Entscheidung gefällt hatte, musste ich mich wohl oder übel zurückhalten. Denn ich würde laut werden, und er würde dichtmachen. Das war so sicher wie die mexikanische Hurrikan-Saison in den Sommer- und Herbstmonaten – nur dass meine Mutter nicht mehr da war, um einzugreifen und sich auf meine Seite zu stellen.

Sie hatte immer gewusst, wie sie mit Papá umgehen musste. Sie war laut und leidenschaftlich gewesen, genau wie ich, und damit das komplette Gegenteil meines Vaters, der leise und rational war und sich von zu vielen Emotionen überfordert fühlte. Früher hatte ich mich oft gefragt, wie sie es miteinander aushielten. Sie waren wie Tag und Nacht gewesen, und doch hatten sie einander nicht nur ergänzt, sondern gebraucht. Beide konnten ohne einander nicht existieren. Und seit Mamá an Krebs gestorben war ... Papá war an-

ders, noch introvertierter und leiser als früher. Das belastete unsere Beziehung, denn es machte unsere Unterschiede immer deutlicher. Was zur Folge hatte, dass wir uns häufiger stritten – oder uns aus dem Weg gingen.

Mir war klar, dass Papá nur sich und sein Herz schützen wollte, denn Mamá fehlte ihm mehr, als er jemals hätte in Worte fassen können. Natürlich verstand ich ihn. Mir fehlte sie mindestens genauso sehr. Ich vermisste es, nicht mehr jeden Tag ihre Stimme und ihr Lachen zu hören, ihren Duft einzuatmen oder sie um Rat fragen zu können, den ich so kurz vor meinem achtzehnten Geburtstag dringend gebraucht hätte. Trotzdem saß mein Schmerz nicht so tief wie Papás, denn ich glaubte – nein, ich wusste –, dass Mamá nicht für immer fort war. Wir würden uns wiedersehen, schon bald. Papá war dagegen einer der wenigen Menschen in Mexiko, die den Glauben an das Leben nach dem Tod nicht teilten, und das machte Mamás Verlust für ihn ungleich schlimmer.

Wenn ich ihm nur sagen könnte, dass alles in Ordnung war, dass es Mamá gut ging. Doch es hatte keinen Sinn. Er würde mir nicht glauben, und aus diesem Grund konnten wir ihm auch nicht sagen, warum ich unbedingt in Abuelitas Nähe bleiben wollte. Für ihn existierte nur das, was er mit eigenen Augen sehen konnte, dabei gab es so viel mehr als das. Er müsste nur über seinen Tellerrand hinausschauen, doch dazu war er nicht bereit.

Die Musik im Wohnzimmer wurde ausgestellt, und ich hörte das Blut in meinen Ohren rauschen. Gleich darauf atmete mein Vater hörbar aus.

»Ich werde die Dozentenstelle in Irland annehmen, und die Kinder kommen mit. Das ist mein letztes Wort.«

»Diego, bitte ...«

»¡Ximena, *basta!*«, sagte mein Vater nicht laut, aber bestimmt.
»Ich weiß, dass du es nur gut meinst, doch es reicht.«

Ich wusste genauso gut wie Abuelita, dass es nichts bringen würde, weiter auf Papá einzureden. Trotzdem hatte ich nicht vor, es dabei zu belassen. Als er nur wenige Sekunden später das Wohnzimmer verließ, stürzte ich jedoch nicht gleich auf ihn zu, sondern spürte mit einem Mal eine tiefe Traurigkeit. Papá kam zur Treppe, blickte auf mich herab und stieß ein Seufzen aus, ehe er sich neben mich setzte.

»Schau mich nicht so an, Valentina. Vertrau mir, es wird dir und Emiliano in Dublin gefallen. Die Stadt ist wunderschön, und das Trinity College hat einen hervorragenden Ruf. Wenn du dort studierst, stehen dir alle Türen offen.«

Das würden sie auch, wenn ich in Mexiko-Stadt aufs College gehen würde. Es lag sogar nur etwa vierzig Kilometer von San Andrés Mixquic, unserem Heimatort, entfernt. Doch anstatt ihm das um die Ohren zu hauen, sagte ich lahm: »Aber das Semester hat doch längst begonnen.«

»Die Vorlesungen fangen erst diese Woche an, ihr verpasst also nur ein paar Tage. Außerdem habe ich bereits alles mit dem Dekan geklärt. Du und Emiliano könnt planmäßig mit eurem Studium starten.«

Automatisch nickte ich, doch dann schüttelte ich den Kopf.
»Papá, bitte, lass mich bei Abuelita bleiben. Nur ein paar Monate, okay? Ich komme zum nächsten Semester nach, wenn es dir wirklich so wichtig ist.«

Mein Vater ließ sich Zeit mit seiner Antwort, und meine Handflächen wurden feucht. Das war meine letzte Chance, ihn zum Umdenken zu bewegen. Noch war ich nicht volljährig und musste tun, was er von mir verlangte.

Er holte tief Luft. »Gegenvorschlag: Du gibst Irland eine Chance, und sollte es dir dort gar nicht gefallen, sehen wir weiter. ¿Vale?«

Drei Herzschräge vergingen, doch ich wusste, dass ich verloren hatte. Ein besseres Angebot konnte ich vergessen, und wenn ich weiterbohrte, würde ich es nur noch schlimmer machen.

»Vale«, wiederholte ich deshalb, auch wenn es mir schwerfiel. Einverstanden.

Ich klopfte an Emilianos Tür, doch die Musik war so laut, dass er mich garantiert nicht hören konnte, also öffnete ich die Tür einfach. Mit hinter dem Kopf verschränkten Armen lag er auf seinem Bett und starrte an die Decke. Nun blickte er zu mir.

»Und?«

Ich las das Wort von seinen Lippen ab, da er kaum zu verstehen war. Kurzerhand ging ich zu seinem Handy, stellte die Musik einige Dezibel leiser und wechselte von Akwid zu Tonight Alive. *Little Lion Man* hörten wir beide gern, weshalb mein Bruder keinen Einspruch erhob, sondern nur die Augen verdrehte.

»Nichts zu machen«, beantwortete ich seine Frage und ließ mich neben ihn auf die Matratze fallen. »Wir müssen Irland zumindest eine Chance geben.«

Emiliano wandte den Kopf wieder Richtung Decke. »Das hab ich mir schon gedacht.«

»Warum willst du eigentlich unbedingt hierbleiben? Ist es wegen Teresa?«

Mein Bruder schnaubte leise. »Das mit Teresa ist längst vorbei. Nach dem letzten Spiel habe ich sie erwischt, wie sie mit Miguel rumgemacht hat.«

»Oh! Tut mir leid.«

»Was soll's. Wenn wir umziehen, hätte das sowieso keine Zukunft gehabt.«

Mein Bruder tat so, als wäre ihm die Trennung gleichgültig, doch ich wusste, dass dem nicht so war. Sein rechter Mundwinkel, den er leicht zur Seite zog, verriet ihn. Wir waren Zwillinge, ich kannte ihn genauso gut wie mich selbst. Seine blauen Augen wurden immer ein bisschen dunkler, wenn er wütend war, und obwohl er sehr viel Zeit auf dem Fußballplatz in der Sonne verbrachte, wollte seine Haut einfach nicht so richtig braun werden. Die braunen Haare, einige Schattierungen heller als meine, hatte er sich an den Seiten abrasiert, nachdem er sich vor einem Jahr von Juana getrennt hatte. Neuerdings band er sie nicht nur zu einem Männerdutt am Hinterkopf zusammen, sondern flocht sie vorher. Ich hätte mir denken können, dass etwas mit ihm und Teresa nicht stimmte, denn auf Enttäuschungen reagierte mein Bruder stets mit Veränderungen. Nach Mamás Tod hatte er sich ein Tattoo auf den linken Oberarm stechen lassen – eine Schildkröte mit Affenkopf und Stacheln auf dem Panzer, die normalerweise bunt schillern würde. Es war ein Alebrije, eines der tierähnlichen Fantasiewesen, das in unserer Kultur Glück brachte und böse Geister vertreiben sollte. Mamá hatte diese Wesen geliebt und gesammelt. Die Vitrine im Wohnzimmer war voll mit den farbenfrohen, aus Holz geschnitzten Wesen, die sie von ihren Reisen nach Oaxaca mitgebracht hatte.

»Warum willst *du* unbedingt bleiben?«, fragte Emiliano in die Stille, die nur von der Indie-Musik unterbrochen wurde. »Wegen María Elena und Abuelita?«

»Sicher«, antwortete ich nach kurzem Zögern. Natürlich würde ich meine Sandkastenfreundin und meine Oma vermissen, das alles hier. Ich liebte Mexiko, ich liebte unsere Kultur und unsere Traditio-

nen. Leise fügte ich hinzu: »Und am ersten Día de los Muertos nach Mamás Tod wäre ich gern hier, weißt du?«

Denn in der Nacht auf den zweiten November würde Mamás Seele ins Diesseits zurückkehren, um mit uns den Tag der Toten zu feiern. Diesen Tag konnte ich unmöglich in Dublin verbringen. Dort würde ich Mamá nicht wiedersehen, dabei sehnte ich diesen Moment seit Monaten herbei. Wenn ich nur daran dachte, wie es für sie wäre, wenn sie die lange Reise aus dem Jenseits auf sich nahm, um dann nur Abuelita am Grab anzutreffen ... Der Gedanke schmerzte mehr als die Tatsache, dass ich den kommenden Día de los Muertos ohne Abuelita überstehen musste. Ich schluckte gegen das trockene Gefühl in meinem Hals an. Tränen brannten in meinen Augen.

Emiliano drehte den Kopf wieder zu mir. »Ich verstehe dich, auch ich würde Anfang November gern hier sein.«

Überrascht erwiderte ich seinen Blick. Eigentlich war er wie Papá eher rational, auch wenn beide sämtliche Traditionen mitmachten. Zum einen konnte niemand den Feierlichkeiten entgehen, zum anderen hatten sowohl Abuelita als auch Mamá stets darauf bestanden, dass die beiden dabei waren. Dennoch hatte ich immer gedacht, dass mein Bruder nicht wirklich daran glaubte. Oder ging es ihm nur so, weil Mamá diese Zeit des Jahres so sehr geliebt hatte? Vielleicht kannte ich ihn doch nicht so gut, wie ich immer angenommen hatte. Seltsamerweise war der Gedanke tröstlich, denn auch ihm war ein wichtiger Teil meines Lebens bisher verborgen geblieben.

Der Moment zwischen uns dehnte sich aus, und ich konnte den Schmerz in Emilianos Augen sehen. Es war der gleiche Schmerz, den auch mein Vater in sich trug, und ich musste erneut schlucken. Um dem Moment die Schwere zu nehmen, sagte ich: »Hey, du wirst immerhin in die College-Fußballmannschaft aufgenommen. Das ist

doch großartig.« Ich hatte mich noch nicht einmal für eine Studienrichtung entschieden.

Emiliano zuckte mit den Schultern. »Nur, wenn ich mich im Probespiel beweise.«

»Reine Formsache. Glaub mir, sie nehmen dich. Sie wären blöd, wenn sie es nicht täten. Aus dir wird der nächste Hugol, das weiß doch jeder.«

Emilianos Lippen umspielte wie immer ein Lächeln, wenn ich ihn mit Hugo Sánchez verglich, der als bester mexikanischer Fußballer aller Zeiten galt. Mein Bruder zog den Arm unter seinem Kopf hervor, und ich richtete mich leicht auf, damit er ihn um mich legen konnte. »Wenigstens haben wir einander. Zusammen werden wir das schon schaffen.«

Ich nickte und kuschelte mich an ihn. Die Familie war wichtig, doch bei dem, was mir in den kommenden Wochen bevorstand, würde mir weder mein Vater noch mein Bruder helfen können. Dafür brauchte ich ein weibliches Familienmitglied, und mit dem Umzug nach Dublin würde ich nach Mamá nun auch noch Abuelita verlieren.

Es klopfte an meiner Tür. »Sí? Ja?«, sagte ich und stopfte einen weiteren Stapel Strumpfhosen in verschiedenen Farben in den Koffer auf meinem Bett.

Abuelita öffnete die Tür und schloss sie wieder, bevor sie zu mir trat. Sie war kleiner als ich, und mit meinen einen Meter dreiundsechzig war ich nun wirklich keine Riesin. Dafür hatte sie eine beeindruckende Präsenz. Vielleicht lag es an der grauen Dauerwelle, die immer ein bisschen wirr aussah, oder an den grellen Farben, die sie stets trug, denn in diesem Punkt konnten wir uns kaum einiger

sein: Schwarz und Weiß waren keine Farben. Ich glaubte jedoch, dass es vor allem an ihrem Gesicht lag. Jede Falte, jedes Funkeln in ihren Augen schien eine Geschichte zu erzählen, und davon hatte sie wirklich viele parat. Oma Ximena war eine großartige Geschichten-erzählerin, und das Faszinierendste daran war, dass sie die meisten davon selbst erlebt hatte.

»Du packst schon. Alles gut, *Cariño*?«

Ich nickte, auch wenn es nicht stimmte, aber ich wollte Abuelita nicht noch mehr Kummer bereiten. Sie sorgte sich ohnehin schon um mich, das konnte ich an ihren bernsteinfarbenen Augen erkennen, deren Mandelform ich ebenso von ihr geerbt hatte wie meine Vorlieben für Farben. Sie wusste jedoch ganz genau, dass ich nicht vor lauter Vorfreude packte, sondern um mich abzulenken.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte sie. »Ich habe eben noch einmal mit deinem Vater gesprochen, damit du wenigstens bis nach dem Tag der Toten bleiben kannst, aber er lässt sich nicht umstimmen.«

»Das wundert mich nicht, aber danke.« Ich wollte nach den kurzen Hosen greifen, die bereits auf dem Bett bereitlagen, hielt jedoch inne. Langsam drehte ich mich zu Abuelita um. »Und wenn wir ...«, setzte ich an, unterbrach mich jedoch selbst. Es würde nichts bringen, auch wenn ich es vielleicht bereuen würde, am Ende nicht jede Chance genutzt zu haben.

Der Ausdruck in ihren Augen wurde noch weicher. »Wenn wir ihm die Wahrheit sagen? Ach, Valita. Ich wünschte, das wäre eine Option, aber du kennst deinen Papá. Würde nur die geringste Möglichkeit bestehen, dass er uns glaubt, hätte ich ihn längst eingeweiht. Doch ich fürchte, das würde alles nur noch schlimmer machen.«

»Du hast recht, das weiß ich. Es ist nur ...« Plötzlich fühlte sich meine Brust zu eng an. Ich schloss die Augen, holte tief Luft, doch

mein Herzschlag wollte sich nicht beruhigen. »Warum darf *er* über mein Leben bestimmen?«, platzte es aus mir heraus. »Warum darf er einfach so über meinen Kopf hinweg entscheiden, dass ich künftig in Dublin aufs College gehen soll? Zählt meine Meinung denn gar nicht?«

»Natürlich, aber du bist leider noch nicht volljährig, und in dem Punkt muss ich Diego zustimmen: Ihr solltet als Familie zusammenbleiben, denn *la familia* ist das Wichtigste.«

»Und was ist mit dir? Du gehörst doch auch dazu.«

»Ich komme klar, Valentina, mach dir keine Sorgen um mich. Außerdem weiß ich, dass dieser Umzug nicht endgültig ist. Diego läuft vor seinem Schmerz davon, aber irgendwann wird er einsehen, dass ihm das nicht gelingt.«

Ich zuckte mit den Schultern, denn ich war mir da nicht so sicher. Papá war ein Verdrängungskünstler. Zumindest in dieser Hinsicht waren wir uns ähnlich. Ich packte meinen Koffer, während er mal eben das Land wechselte, um das Gedankenkarussell in seinem Kopf zu stoppen. Warum konnte er sich nicht einfach in seiner Arbeit vergraben, wie sonst auch, wenn ihn etwas bedrückte? Er war Paläontologe und liebte es, die vorzeitliche Tier- und Pflanzenwelt zu erforschen. An verregneten Nachmittagen beschäftigte er sich stundenlang mit seinen Büchern, die sich nicht nur in seinem Arbeitszimmer stapelten.

»Valita, sei nicht böse auf deinen Vater«, fuhr Abuelita fort und strich mir über die Haare. »Du und Emiliano seid ihm nicht egal, sonst würde er nicht so darauf beharren, dass ihr ihn begleitet.«

»Ich weiß, aber ich verstehe trotzdem nicht, warum er keine Rücksicht auf unsere Bedürfnisse nimmt. Mein Leben wird sich bald radikal ändern. Wie soll ich das ohne dich schaffen?« Frustriert

warf ich die kurzen Hosen in den Koffer und ließ mich auf den freige gewordenen Platz auf der Matratze fallen.

Abuelita schob die Pullover zur Seite, setzte sich neben mich und legte einen Arm um meine Schulter. »Du wirst das schaffen, *Cariño*, das bezweifle ich keine Sekunde. Und du kannst mich jederzeit anrufen oder mir schreiben. Nur deinetwegen habe ich mir von deinem Vater ein Handy aufschwätzen lassen. Du musst mir nur noch einmal zeigen, wie dieses Whats-wie-auch-immer funktioniert.«

Ich musste lachen und fühlte mich gleich ein bisschen besser. »Das ist gar nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick vielleicht aussieht.«

»Gleiches gilt für deine Gabe«, sagte Abuelita sanft. »Sei einfach du selbst und glaub an dich. Außerdem solltest du Yoga machen.«

»Yoga?«, fragte ich skeptisch. Ich war durchaus sportlich und tanzte für mein Leben gern, aber Yoga? Wie sollte mir denn der herabschauende Hund helfen?

»Beim Yoga lernst du, dich zu erden und dich auf das Wesentliche zu konzentrieren«, erklärte Abuelita. »Vertrau mir, das wird dir bei deinen Aufgaben als Catrina helfen.«

»Aber woher weiß ich, was genau ich machen muss?« Mamá hatte mich zwar seit meinem zwölften Geburtstag mitgenommen, wenn sie die Seelen aus dem Jenseits empfangen hatte, aber da meine Fähigkeiten noch nicht entwickelt waren, hatte sie mir alles nur theoretisch erklären können. Und Theorie und Praxis lagen nun mal meilenweit voneinander entfernt.

»Du wirst es wissen, *Cariño*, das meiste passiert ganz intuitiv, und für alles andere bin ich ja da. Nur weil uns künftig der Nordatlantik trennt, heißt das nicht, dass du auf dich allein gestellt sein wirst.«

Ich nickte und schob meine Sorgen beiseite. Seit ich denken konnte, freute ich mich darauf, in die Rolle der Catrina zu schlüpfen – und das würde ich mir von nichts und niemandem nehmen lassen.